

Die Gleichen und die Andern, oder: Wozu brauchen wir Literatur?

Marita Keilson-Lauritz

»Wer ein Buch liest, macht die einzigartige Erfahrung, zwei verschiedene gedankliche Welten auf einmal im Kopf zu haben: die des Buchs, also seines Autors, und diejenigen, die im Leser hervorgerufen werden. Und auch beim Schreiben weiß man nie, wer man ist: der Held, der Erzähler, die Nebenfiguren, das Buch? Durch dieses Verwischen des Ichs erinnert uns Literatur daran, dass das, was wir das Selbst nennen, zumindest zum Teil Fiktion ist.« (Mohsin Hamid in einem Interview; mit Dank an Manfred Herzer)

In den Anfängen der organisierten Schwulenbewegung, zur Zeit von Magnus Hirschfelds *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* – LSBTI avant la lettre gewissermaßen – spielte Literatur/Belletristik in der emanzipatorischen Argumentation eine große Rolle. Hier auf diesem LSBTI-Wissenschaftskongress ist sie nun dankenswerterweise wieder vertreten, in repräsentativer Winzigkeit, aber immerhin.

Schon bei den allerersten Bemühungen um eine Straffreistellung der Männerliebe – und wenn man statt bei Hirschfeld schon bei Heinrich Hößli (1784-1864) und Karl Heinrich Ulrichs (1825-1895) einsetzt, ist das schon fast zwei Jahrhunderte her – war Literatur eine Waffe im emanzipativen Streit. Es sollte u.a. gezeigt werden, wieviel Anteil die Männerliebe (um die es im Kampf gegen den §175 doch überwiegend ging) an der sogenannten großen Literatur, der Weltliteratur hatte, aber auch wieviel verborgene Bedeutungen noch zu entdecken waren, wie viele vergessene Autoren wiederentdeckt werden konnten, und wie viel Produktionskraft noch diesem »offenen Geheimnis« (Detering) inne war.¹

Erben dieses emanzipationsbezogenen Blickes auf die literarische Landschaft der deutschsprachigen, aber doch auch der internationalen Belletristik/Literatur/Dichtung waren dann in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts in der deutschen akademischen Landschaft die Kolloquien des Forschungsschwerpunkts Homosexualität und Literatur, samt dem Loseblatt-Lexikon *homosexuelle*

¹ Heinrich Detering, *Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktivität eines Tabus von Winckemann bis zu Thomas Mann*. Durgesehene und mit einer Nachbemerkung versehene Studienausgabe, Göttingen: Wallstein 2002; dort in der »Nachbemerkung« (S. 387ff.) eine eindrucksvolle Übersicht über die Forschungen zu diesem Thema. Zum Rückblick auf die Rolle der Literatur in der frühen Schwulenbewegung vgl. meine Geschichte der eigenen Geschichte: Marita Keilson-Lauritz, *Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift Der Eigene*, Berlin: Verlag rosa Winkel, 1997.

belletristik und der Zeitschrift *Forum Homosexualität und Literatur*. Seither haben diese Fragestellungen hier und da bei den Genderstudien Unterschlupf gefunden. Und neuerdings bemüht sich Andreas Kraß, rund um seinen Lehrstuhl an der Humboldt-Universität, dem literaturwissenschaftlichen Blick auf Emanzipation und Sexualwissenschaft wieder einen Platz einzuräumen.²

Heute freilich sind die emanzipatorischen Ziele weitgehend erreicht und die Identitäten scheinen gesichert und bis ins Detail klassifiziert. Da stellt sich die Frage: Wozu dient Literatur? Brauchen wir sie (noch)? Wofür? Und welche Fragen haben wir an eine eventuelle LSBTI-Literaturwissenschaft?

Mit der Frage, was das überhaupt ist: Literatur und wozu wir – wer »wir«? – sie brauchen, wollte ich mich hier eigentlich nicht aufhalten. Da gab mir ein befreundeter Buchhändler/Verleger, also einer der es wissen muss und von dem ich eher eine sehr praktische Definition erwartet hatte, eine überraschende Antwort: »Literatur erklärt mir die Welt und die Menschen. Psychologie paraphrasiert nur.«

Ist das so? Richtig ist wohl, dass die auf den Menschen und die Welt gerichteten Wissenschaften, Psychologie, Soziologie, Sexualwissenschaft, bei all ihren guten Vorsätzen, sich der von ihr »erklärten« Studienobjekte auf eine einigermaßen autoritäre Weise bemächtigen. Dies meint, so denke ich, Hubert Fichte, wenn er von »Siegeranalysen« spricht, denen er seine Suche nach einer »wesentlich andere[n] Sprache« gegenüberstellt.³

Literatur ist, soweit sie diesen Namen verdient, eine solche »wesentlich andere Sprache«. Sie schafft nicht nur utopische Freiräume, indem sie Welten und Menschen entwirft, die die Grenzen unserer eingerosteten Normen, unsere diagnostischen Klassifizierungen und soziologischen Verallgemeinerungen überschreiten, sondern sie gibt ihren Leser_innen außerdem noch die Deutungsautonomie zurück, die andere Medien ihnen aus der Hand zu nehmen drohen. Unter diesem Blickwinkel möchte ich etwas über den Stellenwert der Literatur sagen – für die Emanzipation der »gleichgeschlechtlichen« Liebe und für die Vielfalt der geschlechtlichen Identitäten, die wir neuerdings in der Abkürzung LSBTI zusammenfassen.⁴ Ich versuche das, wie versprochen, anhand des Titels »Anders als die anderen«, den unser Teil-Symposium zu Kunst und Kultur mit auf den Weg bekommen hat.

Anders als die Andern war nicht nur 1919 Titel eines Films, an dem Magnus Hirschfeld mitgewirkt hat, sondern bereits 1904 Titel eines Romans, der inhaltlich

² Ein Desiderat, auf das Andreas Kraß in seiner Hirschfeld-Lecture »*Meine erste Geliebte*«. *Magnus Hirschfeld und sein Verhältnis zur schönen Literatur*. Göttingen: Wallstein, 2013 hinweist, wäre die Erforschung der Rolle der Literatur für die Sexualwissenschaft.

³ Vgl. Hubert Fichte, *Xango. Die afroamerikanischen Religionen*. Bahia, Haiti, Trinidad, Frankfurt/M: Fischer Taschenbuch Verlag, 1984, S. 119. Fichte, notabene, scheint mir mit seiner von schwuler Seite gelegentlich misstrauisch kritisierten Bisexualität sowieso recht gut in die neue Vielfalt zu passen.

⁴ Einem schwulen Historiker entlockte das unlängst den Stoßseufzer: »Es werden ja immer mehr.« Während andere darüber spekulierten, was denn da noch fehle!

mit dem Film so gut wie nichts gemein hat. Während der Film damals – 1919, zu Beginn der Weimarer Republik, mit allen an die politische Veränderung geknüpften Hoffnungen – mit den Mitteln des noch relativ jungen Mediums Film zu zeigen unternahm, wie die Liebe zweier Männer – die anders als die anderen, aber gleichen Geschlechtes und gleicher Neigungsrichtung sind – durch den § 175 und die durch ihn ermöglichten Erpressungspraktiken zerstört wurde, erzählt der Roman (1904 publiziert) die Geschichte eines jungen Mannes, der sich in mehr als einer Beziehung »anders als die Andern« wähnt, dessen leidenschaftliche Liebe zu einem Adoleszenten ihm selbst als durchaus einzigartig erscheint und der vor allem auch das Objekt seiner Liebe für durchaus »anders« als alle anderen hält, und der dem »Knaben« – der zum Zeitpunkt der erzählten Romanhandlung immerhin schon 16 ist – dadurch Flausen in den Kopf setzt und den Charakter verdirbt.⁵ (Möglich also, aber das am Rande, dass sich anhand dieses vergessenen Romans fruchtbar über den pädagogischen Eros und das Odenwalddebakel reden ließe – sogar mit Schüler_innen.⁶)

Ein Unterschied besteht übrigens auch hinsichtlich der Frage der Deutungsautonomie: Während der Film mit der Geste der Aufklärung die Deutung gleich mitliefert (Hirschfeld selbst tritt auf, um als Sexualwissenschaftler dem Publikum die Homosexualität und die Gefahren des Paragraphen zu erklären), ist der Roman für allerlei Deutungen offen.

Insofern ist Literatur eben auch »anders als die anderen«, nämlich anders als andere Systeme. Während die Wissenschaften vor allem Identifikationsmodelle erarbeiten und bereitstellen, lebt Literatur gerade nicht von Diagnosen und Festschreibungen vermeintlicher »Wahrheiten«. Sie betreibt und ermöglicht Selbstreflexion auf verschiedenen Ebenen: Sie kann sich selbst in Frage stellen (unser Roman tut das in der Vorbemerkung, in der der Autor betont, es sei dieser Roman eben *kein Roman*), und sie kann sich selbst in ihrem Funktionieren vorführen: In der zentralen Szene des Romans wird der Protagonist, der junge Hauslehrer, nach einem abendlichen Dinner in der Familie seines Arbeitgebers gebeten, seine Gedichte vorzulesen. Die wohlwollend beeindruckten Zuhörer wollen wissen, wer denn in den vorgelesenen Liebesgedichten das bedichtete Mädchen sei. Der Autor antwortet streitbar: »Dieses Mädchen ist ein Knabe.«

Der Roman ist kein Roman und das Mädchen ein Knabe, anstößig weil es ein Knabe ist, von dem die geschlechtsneutralen Liebesgedichte sprechen. Ein uns heute ansonsten vielleicht etwas altmodisch sentimental erscheinender Text erweist sich so als überraschend tricky und subtil. Noch einmal abgesehen von dem irritierenden Umstand, dass im Zentrum dieses so altmodisch-überholt daherkommenden Textes die Beziehung eines jungen Mannes zu einem Schüler steht.

⁵ Bill Forster (Hermann Breuer), *Anders als die Andern* [1904]. Mit einem Nachwort von Erwin In het Panhuis. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 2009.

⁶ Vgl. dazu meinen Vortrag bei der INA-Tagung, Berlin, 25.09.2010: *Vom Schicksal des pädagogischen Eros, oder: Das Dilemma der Emanzipation*. Publiziert in Capri. Zeitschrift für schwule Geschichte 47, S. 28-31.

Jenseits aller LSBTI-Identitäten ist das pure Provokation, auch noch 2013, wie mir scheint. Insofern ist die Gefahr, dass ich als betagte Literaturhistorikerin hier »olle Karmellen« feilbiete⁷, relativ gering. Wie denn überhaupt, was wir »Literatur« nennen, bemerkenswert zeitlos ist.⁸

Zeitlos scheint denn auch der schon 1904 von einem Rezensenten als »altbacken« kritisierte Titel »Anders als die Andern« zu sein, insofern er noch gut ein Jahrhundert später hier und heute als Formel gewählt wird für alles, was Kunst und Kultur im Allgemeinen und Literatur im Besonderen bedeutet – auch und vor allem für alle die, die sich als »anders als die anderen« definieren.⁹

Kommen wir zur *Literaturwissenschaft* – schließlich ist dies ein *Wissenschaftskongress* – und also auch zu dem, was Detlev Meyer den »rosa Zweig der Literaturwissenschaft« genannt hat. Literaturwissenschaft kann, obwohl sie in ihrem Erkenntniswert sicher kurzlebiger ist als die Literatur selbst, durchaus zur Emanzipation unserer Erfahrungswelten beitragen.

Sie kann die Möglichkeit geben das Gleiche, das, worin wir uns erkennen, in literarischen Texten aufzusuchen; sie kann aber auch das Andere, das Unvertraute, in alten und in neuen Texten, in literarisch »großen« und »kleinen« entdecken (das kann der_ die individuelle Leser_in freilich auf seine Weise auch!!). Und natürlich darf sie das auch mit den Mitteln des Queer Reading tun.¹⁰ Da ist sozusagen alles erlaubt.

⁷ Als ich gebeten wurde, hier in 15 Minuten etwas über emanzipativen Status und Nutzen von Literatur zu sagen, schien mir die Besorgnis der Veranstalter_innen vor allem dahin zu gehen, es würde mein Beitrag nicht aktuell und gegenwartsbezogen genug sein. Und typisch für deren Erwartungshaltung ist wahrscheinlich die Frage, die mich inzwischen von einem von der Kongressleitung angeheuerten Journalisten erreichte: »Sie betonen, dass in den Anfängen der organisierten Schwulenbewegung, zur Zeit von Magnus Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, belletristische Literatur in der emanzipatorischen Argumentation eine große Rolle spielte. Was kann der Rückblick darauf nützen für Gegenwart und Zukunft?« Tja: Was kann ein Rückblick nützen?!

⁸ Als unübertroffenes Beispiel dafür, wie sie über die Jahrzehnte und selbst über die Jahrhunderte sehr direkt zu uns sprechen kann (und will!), ist mir immer Walt Whitmans an seinen künftigen Leser gerichteten Verführungsversuch erschienen: »Now lift me close to your face till I whisper« (Walt Whitman, *The Complete Poems*, Penguin 1987, S. 616).

⁹ 1919 erschien der Titel offenbar noch griffig genug, um dem erwähnten, damals höchst aktuellen »sozialhygienische[n] Filmwerk« als Aushängschild zu dienen (wobei der Titel dem Film im Nachhinein gegeben wurde, notabene, wohl wegen seiner Griffigkeit und weil er inzwischen eine gewisse Signalfunktion erworben hatte); vgl. James Steakley, *Anders als die Andern. Ein Film und seine Geschichte*, Hamburg: Männer-schwarm Verlag, 2007. Ungefähr gleichzeitig wird die Formel in dem vermutlich ersten schwulen Schlager, dem Hirschfeld gewidmeten sogenannten »Lila Lied« aufgenommen: »Wir sind nun einmal anders als die Andern, die stehts im Gleichschritt der Moral geliebt.«

¹⁰ Siehe u.a. Anna Babka, Susanne Hochreiter (Hrsg.), *Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen*, Göttingen: V&R unipress (Vienna University Press), 2008.

Sie kann im historischen Rückblick die Spuren emanzipativen Umgangs mit literarischen Texten aufsuchen und zeigen, wie Literat_innen Gleichheit (auch Gleich-Geschlechtlichkeit) und Anderssein in ihren Texten Form verliehen.

Sie kann, auf der Metaebene, herausfinden und zeigen, wie Literaturwissenschaft mit solchen Texten umging; auch wie sog. schwule Literaturwissenschaft mit Texten umging. Auf dieser Ebene gehört dann das Queer Reading zu den Forschungsobjekten.

Sie kann die schwulen Interpretationsstrategien, die Lese-Erfahrungswelten aufzeigen, die »gleichgeschlechtlichen«¹¹ wie all die – *anderen*.

Sie kann Literatur und Literaturgeschichte als »Archiv«¹² für die historischen Lebenswelten (die schwulen, die lesbischen samt BTI) ins Auge fassen – aber auch die Entwürfe und die Träume, die (Sozial)utopien.

Sie kann Texte nicht nur als Abbildung von Wirklichkeit, sondern auch und vor allem als Teil der Wirklichkeit erforschen: die Wirklichkeit der Bücher, ihre Entstehungsbedingungen und ihre vielfältige Rezeption. Notabene: Bei beidem sind leibhaftige Menschen beteiligt, auch Autor_innen. Insofern ist Biografik durchaus erlaubt. Einmal abgesehen von dem Umstand, dass auch Queer Reading durch leibhaftige Forscher_innen betrieben wird, die ihrer eigenen Biografie nicht entkommen.

Eine gewisse Schwierigkeit bzw. eine gewisse Gefahr liegt in der scheinbar so viel reicheren und auch inzwischen besser erforschten schwulen und lesbischen literarischen Tradition. Die Ausweitung literaturwissenschaftlicher Forschungsziele auf das Gesamtgebiet der LSBTI-Lebenswelten und ihre Spuren und ihre Neuansätze in der Literatur ist aber auch eine Herausforderung, die angenommen werden sollte. Und dabei kann, scheint mir, durchaus fruchtbar Gebrauch gemacht werden von den Errungenschaften schwuler Literaturwissenschaft, der sogenannten literarischen Homostudien, deren inzwischen ansehnliche Tradition nicht leichtfertig über Bord gekippt werden sollte.

Umgekehrt könnte der neue Blick auf das »Anderssein« dazu dienen, die wahrscheinlich am häufigsten im Blick auf Literatur angewendete Methode (wenn es denn eine Methode heißen darf) der sogenannten schwulen Literaturwissenschaft, nämlich die Suche nach der »eigentlichen« am liebsten schwulen Identität von Autoren und literarischen Gestalten¹³, zu relativieren und zu hinterfragen. Dabei kann die sozusagen entgegengesetzte Methode des Queer Reading ein wertvolles Korrektiv sein, wie mir scheint. Es sollte aber Heteronormativität weder durch Homonormativität noch durch LSBTI-Normativität ersetzt werden. (Dann

¹¹ Es ist mir nicht ganz deutlich, warum trotz Umstellung auf LSBTI die »gleichgeschlechtlichen Erfahrungswelten« dennoch die Kongress-Korrespondenz zieren.

¹² Vgl. Andreas Kraß, *Literatur als Archiv. Sexualwissenschaftliches Wissen in poetischen Texten über Magnus Hirschfeld*. In: *Sexuologie* 20 (1-2), 2013, S. 35-40.

¹³ Unlängst machte mich ein befreundeter Proust-Fan darauf aufmerksam, wie diese »Methode« in der Suche nach der verlorenen Zeit durchexerziert und damit vorgeführt wird.

denke ich: Ab und zu ist es gut, wenn auch die Literaturwissenschaft sich allerlei postmoderne Freiheiten nimmt. Aber ab und zu ist es auch gut, wenn eine altmodisch-positivistische *Literaturwissenschaft* und *Literaturgeschichte* diesen Freiheiten wieder Grenzen setzt.¹⁴ Aus den Dilemma's solcher Richtungsstreitigkeiten lässt sich vielleicht noch am meisten lernen.)

Soweit die *Literaturwissenschaft*, deren akademischen Status und Nutzen für Zwecke der Emanzipation man nicht gering schätzen sollte. Doch liegt mir viel daran, mit einem Blick auf *die Literatur* selbst als emanzipative Kraft zu schließen, gerade weil sie – immer schon!! – auch und gerade das politische und emanzipatorisch Unkorrekte zu thematisieren und – um Heinrich Detering zu zitieren – Tabus literarisch produktiv zu machen vermochte. Literatur kann unseren Hang zu Anpassung und Normalität etwas aufrütteln und durcheinanderbringen. Dafür brauchen wir Literatur und – wenn Sie so wollen – eine Art LSBTI-Literaturwissenschaft: für die Emanzipation gleichgeschlechtlicher Lebenswelten und für die Emanzipation der Vielfalt des Anders-Seins – vor allem immer dann, wenn wir uns angesichts aller Gleichstellungen »anders als die anderen« fühlen, vorkommen, träumen und entwerfen.

¹⁴ Diesen Gedanken verdanke ich nicht zuletzt dem kritischen Kommentar von Manfred Herzer zu diesem Text.